

Aus anderen Bildungseinrichtungen

Spezialistenlager für junge Chemiker

Der erste DDR-offene Spezialistenlager „Junge Chemiker“ wurde im August an der TH Merseburg durchgeführt. 100 Schüler der 10. Klasse beschäftigten sich zwei Wochen mit Problemen und Perspektiven der Petro- und Kohlenchemie. Die Kombinate Buna und Leuna vergaben in Zusammenarbeit mit Studenten, Abschreibern und Lehrkräften der Technischen Hochschule acht Forschungsaufträge an die Schüler.

Deutschlehrerkurs an der PH

PH „Clara Zetkin“ Leipzig: Am XXIII. Internationalen Deutschlehrerkurs der PH nahmen in diesem Sommer 100 Lehrer aus der CSSR, der UdSSR, aus Ungarn, Bulgarien und Jugoslawien teil. Im Mittelpunkt des Kurses stand die Erhöhung der Sprachfertigkeit der ausländischen Deutschlehrer. Des Weiteren half es, das Verständnis der politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Entwicklung der DDR zu vertiefen. In Interessengruppen wurden den Teilnehmern spezielle Veranstaltungen zur Fremdsprachenmethodik, zu Entwicklungstendenzen in der deutschen Gegenwartssprache, zur Kulturpolitik und zu neuen Tendenzen der DDR-Literatur angeboten.

Gemeinsame Ferien in Interlagern

Martin-Luther-Universität Halle: In vier internationalen Ferienlagern leisteten rund 3000 Studenten der Universität sowie der sechs Hoch- und Fachschulen des Bezirkes zusammen mit Kommilitonen aus den anderen sozialistischen Ländern ihren Beitrag zum PJD-Studentensommer. 200 junge Leute von der Halleser Alma mater und ihren Partnerinstitutionen in der UdSSR, der CSSR, in Bulgarien und Polen erholten sich im Interlager „Junge Garde“ Halle-Neustadt. Gemeinsam arbeiteten sie beim Straßen-, Brücken- und Tiefbaukombinat, in den Bannweiden, bei der Reichsbahn und wirkten bei der Verschönerung von Grünanlagen mit. Zum abwechslungsreichen Leben in den Studentenlagern gehörten Forum zu aktuell-politischen Fragen, Abende der Jugendverbände, Kultur- und Sportwettkämpfe sowie Konzertbesuche und Exkursionen.

Der Rektor unserer Universität, Prof. Dr. sc. Dr. h. c. L. Rathmann, hat sich in seinem Referat auf dem diesjährigen Konzil kritisch mit der Entwicklung der interdisziplinären Forschung auseinandergesetzt und mehr konkrete Initiativen von allen Forschungskollektivmitgliedern verlangt. Diese Aufforderung soll uns Anlaß sein über Ergebnisse, Erfahrungen und über die Ausstrahlung zu berichten, die aus einer 15 Jahre währenden interdisziplinären Arbeit auf dem Gebiet der Strahlenbiologischen Forschung hervorgegangen sind.

Mit der Zeit von 15 Jahren ist zwar kein „Jubiläumstraum“ erreicht, jedoch meinen wir, eine Zeitspanne, die für die Forschung bedeutungsvoll ist. Wir betrachten dies auch als eine Art Rechenschaftslegung im Karl-Marx-Jahr und im 30. Jahr der ehrenvollen Namensverleihung an unsere Universität.

Die diese Forschung über die gesamte Zeit tragenden Säulen sind der Wissenschaftsbereich Tierhygiene und Strahlenbiologie und der Wissenschaftsbereich Pathologie der Sektion Tierproduktion und Veterinärmedizin sowie die Radiologische Klinik des Bereiches Medizin.

Der Beginn

Blicken wir auf den Ausgangspunkt der interdisziplinären Forschung zurück, so müssen wir eingestehen, daß es uns 1968 mehr um die Frage der Zweckmäßigkeit ging als um darüber Gedanken zu machen, daß Interdisziplinarität den Gesetzmäßigkeiten der Wissenschaftsentwicklung und den Erfordernissen der Anwendung wissenschaftlicher Erkenntnisse in der gesellschaftlichen Praxis entspricht. Es sei aber an dieser Stelle ausdrücklich betont, daß wissenschaftlicher Weiblich dazu gehörte, wenn der Direktor der Radiologischen Klinik, OMR Prof. Dr. sc. Oedner, damals einem jungen Dozenten der Veterinärmedizin die Tore der interdisziplinären Arbeit weit öffnete und damit die Möglichkeit gab, auf dieser Basis die Strahlenbiologie in der Veterinärmedizin zu entwickeln.

Damit war die zu dieser Zeit überhaupt nicht selbstverständliche Möglichkeit gegeben, landwirtschaftliche Nutztiere mit Röntgenlitherapieverfahren zu bestrahlen. Es wurden weitere junge Mitstreiter in dieser Klinik und zunächst in der damaligen Vet-Med-Fakultät, später der Sektion Tierproduktion und Veterinärmedizin gewonnen, und fünf junge Wissenschaftler gründeten mit sehr geringem materiell-technischem Hintergrund eine Forschungsgemeinschaft. Kein Mensch sprach im Jahr der III. Hochschulreform von Unterstellungsverhältnissen, von Leitungsstrukturen und von VbE. Fragen wir uns heute nach den Bedingungen und Voraussetzungen für den Beginn und die 15jährige Kontinuität der gemeinsamen Arbeit, auch mit wechselndem Kaderbestand, so lassen sich folgende Feststellungen treffen: - Ein Forschungsgegenstand mit großer Tragfähigkeit für eine komplexe Lösung sowie großer Relevanz für die Sicherung und Stärkung unserer Republik. - Politische Bewußtheit für die Lösung der Aufgabe auch unter nicht- optimalen Bedingungen, die eine

Schon lange kein wissenschaftliches Mauerblümchen mehr

hohe Einsatzbereitschaft verlangen. - Unterstützung durch die Partei sowie durch wenigstens einen erfahrenen und angesehenen Hochschullehrer und Forscher. - Solides Beherrschen des wissenschaftlichen Handwerks durch die das Kollektiv tragenden Wissenschaftler.

- Vertrauen in die Leistungsfähigkeit, wissenschaftliche Aussagekraft und Seriosität jedes beteiligten Kollektivmitgliedes bei voller Gleichberechtigung im Kollektiv.

- Schaffung der Möglichkeit für jedes Kollektivmitglied, sich zu qualifizieren und die Gewißheit, dabei das Kollektiv hinter sich zu wissen.

Gerade die politische Bewußtheit war gefordert, da feststand, daß über längere Zeit die erzielten Ergebnisse nicht veröffentlicht werden konnten, und daß in der üblichen Abrechnung der wissenschaft-

ternärmedizin in Lehre und Forschung diesen wissenschaftlichen Fragestellungen zuzuwenden.

Die Strahlenbiologie stellt sich aber als eine Wissenschaftsdisziplin dar, der allein aus dem inhaltlich und methodisch verbindenden Gegenstand - ionisierende Strahlung - und seinen physikalischen, physikochemischen, biologischen, medizinischen, veterinärmedizinischen und ökologischen Bezügen eine hohe Komplexität eigen ist. Diese Komplexität des Wissenschaftsgegenstandes kann nur auf interdisziplinäre Art und Weise adäquat wissenschaftlich erfaßt werden. Sie verlangt und erzwingt ein interdisziplinäres wissenschaftliches Herangehen an die gewählten Forschungsgegenstände.

Für die Bildung eines interdisziplinären Forschungskollektivs war somit ein solides wissenschaftliches

15 Jahre interdisziplinäre strahlenbiologische Forschung an der Karl-Marx-Universität - Ergebnisse und Erfahrungen / Teil 1

Von OVR Prof. Dr. sc. Günter Mehlhorn

lichen Leistung an der Universität nach der Zahl der Publikationen Lücken entstehen mußten. Auch auf die hohe Einsatzbereitschaft aller Beteiligten, technisches Personal und Wissenschaftler, sei an dieser Stelle verwiesen, da die Nutzung der für die medizinische Therapie vorgesehenen Strahlenquellen von vornherein Wochenend- und Nachtarbeit voraussetzte und noch heute notwendig macht.

Das wissenschaftliche Fundament für die Zusammenarbeit

Eine solche Darstellung kann schnell dazu verleiten, die Spontaneität das Wort zu reden, den Selbstlauf der Dinge, das zufällige Zusammentreffen von Ereignissen als Bewegungskraft und Triebkräfte für eine interdisziplinäre Arbeit zu betrachten. Unsere Erfahrungen sprechen vielmehr für die Feststellungen von Gregor Schirmer (1963), daß aus dem Bedürfnis der sozialistischen Gesellschaft nach Wissenschaft und damit aus der gesellschaftlichen Funktion der Wissenschaft Impulse, ja Zwänge zur interdisziplinären Arbeit erwachsen.

Mit der Entwicklung der Strahlenbiologie nach dem zweiten Weltkrieg als selbständige Disziplin, aber auch vielfach angelehnt an medizinischen Fragestellungen und mit der zunehmenden Gefährdung der Menschheit durch ein von den imperialistischen Staaten unter Führung der USA entfessetes Wettrennen, mußte sich auch die Ve-

Fundament gegeben, auf welches nunmehr Forschungsaufgaben zu stellen waren, die die Entwicklung aller beteiligten Disziplinen und Wissenschaftler fördern. Diese objektiv gegebene Voraussetzung führt jedoch allein nicht zur interdisziplinären Arbeit. Die 15 Jahre gemeinsamen Wirken haben uns gelehrt, daß die interdisziplinäre Arbeit zwar nicht durch irgendwelche organisatorischen Maßnahmen, sozusagen als „Modeströmung“ erzwungen werden kann, daß sie sich aber nicht im Selbstlauf entwickelt, sondern daß sie, nach Erkennen der wissenschaftlichen Tragfähigkeit, der bewußten, konsequenten, die Selbständigkeit der einzelnen beteiligten Wissenschaftsdisziplinen achtenden Leitung und Förderung bedarf.

Erfolg und Befriedigung in der täglichen anstrengenden wissenschaftlichen Arbeit treten jedoch nicht in der ständigen Bewußtheit dieser objektiven Notwendigkeit einer kollektiven Lösung von Forschungsaufgaben zutage. Sie sind an die praktische Tätigkeit der Wissenschaftler in den Forschungskollektiven gebunden. Diese Tätigkeit wird jedoch sehr maßgeblich von der Bereitschaft, Integrationsfähigkeit und Befähigung zu interdisziplinärer Arbeit geprägt.

Die Bereitschaft ist vor allem ein ideologisches Problem. Aber auch der sozialistische Charakter der Arbeit erschließt nicht automatisch diese Bereitschaft, schon gar nicht die Befähigung. Es ist auch nicht damit getan, allein auf die wegberei-

tende Wirkung der Ideologie zu bauen und sozusagen ihr eine „Zwangsausübung“ zuzuwenden. Unsere Erfahrungen gehen dahin, daß unter der Voraussetzung der disziplinierten Befähigung, die Bereitschaft zur kollektiven Arbeit vor allem durch die enge Verknüpfung unterstützt wird. Eine Universität besitzt in ihrer qualifizierenden Funktion dazu die besten Voraussetzungen.

Wenn wir heute ein Resümee zu den Arbeitsergebnissen ziehen, dann führen wir die Erfolge vor allem auch darauf zurück, daß wir stets auf diese Stimulierung Wert gelegt haben. Mit 5 abgeschlossenen Promotionsverfahren B, einer weiteren Promotion B, die vor dem Abschluß steht, sowie 6 Promotionen A, weitere 3 Arbeiten stehen vor der Fertigstellung, wurde eine enge Verknüpfung zwischen Qualifizierung und interdisziplinärer Arbeit gefunden. Darüber hinaus sind aus diesem Kollektiv bisher vier Hochschullehrer hervorgegangen.

Natürlich stellt die Qualifizierung nicht die einzige Voraussetzung dar, das Schlußforum eines wissenschaftlichen Kollektivs zum Tragen zu bringen. Als eine weitere solche Voraussetzung betrachten wir die Integrationsfähigkeit des einzelnen Wissenschaftlers. Sie läßt sich bei jungen Nachwuchswissenschaftlern im Kollektiv anerkennen, sie muß bei älteren gegeben sein.

Interdisziplinäre Arbeit hat deshalb auch etwas mit wissenschaftlichem Ethos zu tun. Sie erfordert, daß man die eigene Arbeit vorbehaltlos in eine umfassende Konzeption und übergriffige Kollektivität einordnet, daß man die Ergebnisse, Problemstellungen und Methoden aus anderen Disziplinen achtungsvoll zur Kenntnis nimmt und zu verarbeiten versucht, daß man die eigenen Erkenntnisse und Erfahrungen den anderen Fachvertretern zugänglich macht, sie zum Weiterdenken anbietet und auch der Kritik aussetzt.

Die große Kunst der Leitung solcher Kollektive besteht deshalb nicht in der Meisterung der Organisation, so notwendig dies auch ist, sondern darin, jedem Wissenschaftler eine Basis zum Mitdenken und Mithandeln zu geben und am Ende doch ein geschlossenes und komplexes Ergebnis zu erhalten.

In diese Problemstellung fällt auch die sogenannte „Dienstleistung“. Unsere Erfahrungen zeigen, daß es stets Zeiten und Versuchsansätze geben wird, die einzelne Wissenschaftler und Disziplinen zur Dienstleistung zwingen. Auf die Dauer dieses Problems zu lösen, heißt folgende Wege beschreiten: - Auch der sogenannte „Dienstleister“ muß als Wissenschaftler und Spezialist für die Interpretation der Ergebnisse gefragt sein und darf auch bei Veröffentlichungen nicht auf die „dankenswerte Fußnote“ abgeschoben werden. - Die konzeptionelle Arbeit ist darauf auszurichten, jeder Disziplin über bestimmte Zeiten Zugang zur Entwicklung der eigenen Wissenschaftsdisziplin zu schaffen.

In unserem Forschungskollektiv wechselten deshalb Aufgabenstellungen, die mehr der Veterinärmedizin nützten, mit solchen ab, die vor allem der Medizin Erkenntnisgewinn brachten. sieht man von dem stets für beide Gebiete gegebenen methodischen Gewinn ab.

Neuestes aus der Sowjetwissenschaft

Wissenschaftler des Physikalisch-technischen Instituts für Tieftemperaturen der Akademie der Wissenschaften der Ukrainischen SSR in Charkow entwickelten neuartigen Generator, mit dem winzigste Strommengen aus der Natur genutzt werden können/Große Perspektiven für Landwirtschaft und andere Bereiche der Volkswirtschaft.

Elektrizität aus dem Apfel

(TASS) Die Möglichkeit, vollständige die Energie zu nutzen, die in der Natur enthalten ist, eröffnet eine Erfindung von Wissenschaftlern des Physikalisch-technischen Instituts für Tieftemperaturen der Akademie der Wissenschaften der Ukrainischen SSR in Charkow.

An diesem Institut wurden am 5. Juli dieses Jahres die Erprobungen der dort entwickelten Generatoren neuen Typs erfolgreich abgeschlossen, die in der Lage sind, auch sehr schwache elektrische Potentiale zu nutzen. Als Mikro-Quelle für elektrischen Strom kann z. B. wie die sowjetischen Wissenschaftler erklärten, praktisch jedes Objekt in der Natur, wie ein gewöhnlicher ... Apfel, eine ... Kartoffel, ein Stück Eis, ja sogar der Mensch selbst dienen. Zum Beispiel braucht man nur in einen Apfel, der in diesem Falle die Rolle eines Elektrolyten spielt, zwei Mikroelektroden zu stecken, damit eine Spannung entsteht. Sie ist zwar nur sehr schwach und beträgt insgesamt nur ein Zehntel Millivolt, kann jedoch für praktische Zwecke genutzt werden. Der neu entwickelte Stromgenerator sammelt nicht nur diese Energie, sondern verstärkt sie auch auf das Eintausendfache. Man kann nun diese aus der Natur gewonnene Energie akkumulieren oder sofort für die Arbeit von Geräten nutzen. Ein Apfel kann z. B. fast einen Monat lang als Energiequelle dienen. Nach Ansicht der sowjetischen Spezialisten aus Charkow wird dieser neue Generator weite Verbreitung und Anwendung in den verschiedensten Zweigen der Volkswirtschaft, besonders in der Landwirtschaft und dem Gartenbau, finden - und zwar überall dort, wo es keine Möglichkeiten gibt, traditionelle Stromquellen zu benutzen.

Übersetzt von: E. LORSE, Erfurt
Aus: „Prawda“ vom 8. Juli 1983



Rezension

Georg Christoph Lichtenberg setzte einst: „Heutzutage haben wir schon Bücher von Büchern und Beschreibungen von Beschreibungen.“ J. Kuczynski wendet sich einer dritten Dimension zu: der Kritik der Kritik von Büchern. Im ersten Teil („Theoretische und praktische Überlegungen“) formuliert er als Grundthema jeder Kritik: „Sind wir mit diesem Werk der Aneignung dieser Welt näher gekommen bzw. haben wir weitere Fortschritte in der Aneignung gemacht?“ (S. 31.) Da ein Wissenschaftler erkennt, ein Künstler sieht (S. 32), habe die Kritik eines Romans „davon auszugehen, ob er zu einer weiteren Aneignung der Welt auf künstlerische Weise, ob es zu einer weiteren Aneignung der Welt auf wissenschaftliche Weise geführt hat.“ (S. 39.)

Er plädiert dafür, Werke der Kunst auch unter wissenschaftlichen Gesichtspunkten und Werke der Wissenschaft auch unter ästhetischen Gesichtspunkten zu beurteilen (S. 40). J. Kuczynski zitiert zu diesem Zweck von Werner Neubert aufgeführte Minimalprogramme für eine literarische Kritik (Auskünfte über das Thema des Buches, sein

Die dritte Dimension oder: scharf gezielt und nicht getroffen

Platz im Schaffen des Autors, seine Stellung im Kontext der zeitgenössischen Literatur, die ideologische und ästhetische Qualität, das auch für die wissenschaftliche Kritik gelte und verlangt vom Kritiker völlig berechtigt, daß er in erster Linie an den Leser und in zweiter an den Autor denken solle (S. 63 und 65).

Der zweite Teil beinhaltet die konkrete Analyse. J. Kuczynski hat dabei die ersten sechs Hefte des Jahrgangs 1981 der „Neuen Deutschen Literatur“ einerseits und der „Zeitschrift für Geschichtswissenschaft“ sowie weiterer gesellschaftswissenschaftlicher Periodika andererseits nach der Auswahl und der Qualität der veröffentlichten Rezensionen untersucht. In einer „Schlußbemerkung“ fasste er das Ergebnis wie folgt zusammen: „Wir erwidern, daß der Mitteldeutsche Verlag Sammlungen von bereits veröffentlichten Besprechungen literarischer Werke herausgibt, die ihm wertvoll erscheinen. Sie stoßen auf Interesse und sind erfreuliche Zusammenfassungen guter Leistungen. Ein ähnlicher Versuch, wertvolle Rezensionen gesellschaftswissenschaftlicher Bücher eines Jahres zusammenzustellen, würde bestenfalls zu einer mageren Broschüre führen.“ (S. 173.)

Dem Charakter dieser Zeitschrift entsprechend, wird im folgenden auf die Kritik an den von Historikern verfaßten Rezensionen eingegangen. Sie läuft auf folgendes hinaus: - Die Auswahl der ausländischen Bücher, die rezensiert werden, erscheint recht willkürlich. Die Entscheidung, ein Buch zu rezensieren oder ... annotieren, sei

nicht in jedem Falle befriedigend (S. 123). - Die Auswahl von im Ausland außerhalb der BRD und Westberlin erschienenen, nicht die deutsche Geschichte behandelnden Büchern sei nicht sehr überlegt (S. 124). - Alle Rezensenten und Verfasser von Annotierungen seien zwar darum bemüht, den Inhalt der Bücher in groben Zügen wiederzugeben, aber sie versagten oft, wenn es darum gehe, Probleme aufzuzeigen und Anregungen zum Meinungsstreit zu geben (S. 123).

Jürgen Kuczynski: Ich bin der Meinung. Bemerkungen zur Kritik, Mitteldeutscher Verlag, Halle-Leipzig 1982, 187 S.

ben (S. 124). - Sobald es sich um Bücher über die Geschichte der DDR handelt, seien die Besprechungen ganz besonders langweilig, da Phrasen und Jargon und die 1001 Wiederholungen von Feststellungen aus 1001 Lehrmaterialien überwiegen (S. 126). - „Eng mit dem Dreiecksausgewogener Phrasen“ hänge „eine gewisse Neigung zur Schönfärberei zusammen“ (S. 129). - Die Rezensenten vermeiden jeden Meinungsstreit, auch wenn sie bisweilen bewußt Probleme aufwerfen „solange es sich um Autoren aus der DDR und anderen sozialistischen Ländern handelt.“ „Wie allgemein ist darum auch bei Rezensionen der Meinungsstreit unentwikkelt, und das hängt auch mit dem im allgemeinen fehlenden persönlichen Engagement der Rezensenten zusammen... Überhaupt unterdrücken die Rezensenten bei Besprechungen marxistischer Bücher im allgemeinen alle Gefühle positiver oder

negativer Art.“ (S. 136). Das Niveau der Kritiken der von bürgerlichen Historikern geschriebenen Bücher sei im letzten Jahrzehnt wesentlich gestiegen, „von rein wissenschaftlichen Standpunkt vielfach befriedigend, aber selten von echter Kampfesfreude, von Witz und ausreichender Schlagkraft, von Satire und höchster Treffsicherheit zeugend.“ (S. 141). - Beiden Rezensionsgruppen (marxistische und bürgerliche Autoren) fehle ein ernsthaftes

allgemeinerung? Ist es legitim, willkürlich sechs Hefte herauszugreifen? Diese Fragen sind insgesamt mit ja zu beantworten und seine Kritik hat - wie die veröffentlichten Zuschriften auf seinen Brief an die Redaktion der „Zeitschrift für Geschichtswissenschaft“ beweisen - unter Historikern und Redakteuren zu Diskussionen geführt. Seine Aussagen hätten jedoch an Wert gewonnen, wenn er die Erntefassungen der Rezensionen mit den veröffentlichten verglichen hätte. Damit soll von vornherein nicht gesagt sein, daß diese besser gewesen wären, aber der Anteil von Autor und Redakteur an dem von ihm geschilderten Zustand wäre ersichtlicher geworden. Außerdem könnte durch einen solchen Vergleich - besser natürlich über einen Zeitraum von mehr als einem halben Jahr - die Frage beantwortet werden, ob eine Redaktion ihre Autoren nicht dadurch prägt, daß sie die Buchbesprechungen in einer ganz bestimmten Weise redigiert.

Wichtiger ist jedoch eine weitere Frage: Woran resultiert der geschilderte Zustand? Dazu sagt J. Kuczynski leider so gut wie nichts. Er stellt lediglich beiläufig fest, daß es in der Qualität der Aneignung der Realität einen beachtlichen Unterschied zwischen der künstlerischen und der wissenschaftlichen gäbe, die sich in der Buchkritik widerspiegeln (S. 173). Wenn er die Gesellschaftswissenschaftler auf dem Bedeutungsfeld der Rezensionen die Künstler einzuholen und das für möglich hält (S. 174), ist das zunächst ein Widerspruch. Muß dem-

nach nicht die wissenschaftliche Aneignung der Realität ihrer Kritik voraussetzen?

Es sind jedoch eher einige andere Überlegungen angebracht. Wer die Broschüre von J. Kuczynski gelesen hat, gewinnt den Eindruck, daß die Mehrzahl der Historiker unfähig ist, zur Diskussion provozierende, lebendige Rezensionen zu schreiben. Wie kommt es aber, daß die gleichen von J. Kuczynski kritisierten Historiker Gutachten zu Dissertationen verfassen, die den von ihm genannten berechtigten Forderungen genügen oder zumindest sehr nahe kommen? Warum lassen ihre Vorlesungen den streitbaren Geist erkennen? Goethe läßt ein unsere Thematik betreffendes Gedicht mit den Worten enden: „Der Tausendkner! Schlägt ihn tot, den Hund? Er ist ein Rezensent.“ Sind kritische Rezensionen nicht auch heute noch unbeliebt? Hat nicht der eine oder andere Verfasser einer kritischen Rezension erlebt, daß der Autor gewissermaßen die diplomatischen Beziehungen abbrach? Ist der Rezensent nicht gehemmt, wenn er weiß, daß Rezensionen und Annotierungen munter herangezogen werden, wenn es gilt, die wissenschaftlichen Leistungen eines Kollegen einzuschätzen?

Lassen sich andererseits viele Rezensionen nicht von dem leiten, was Werner Neubert den „anständigen Zustand des Kritikers“ nannte? Wieviel Zeit steht dem berufsmäßigen Literaturkritiker und wieviel dem Historiker für eine Rezension zu? Wird das Ganze nicht unterbewertet, wenn es um den Nachweis von wissenschaftlichen Veröffentlichungen, z. B. bei der Einleitung eines Promotionsverfahrens B geht? Fragen, die auf das „warum“ zielen, von denen noch weitere zu stellen wären. Daß sie J. Kuczynski nicht gestellt hat, erregt Verwunderung. GÜNTER KATSCHE